

9]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

Es dauert lang, bis der Wirth zurückkommt. Er bringt eine Feuerleiter mit, die noch einmal so lang ist, als der Hausgang hoch.

„Da kann man ja nicht aufstellen —!“ brummt der Kommandant.

„'s thut mir leid — aber i hab' lei andre!“ entschuldigt sich der Wirth.

„Also schnell 'n Tisch her und 'n Stuhl drauf — das langt bei der niedern Decke!“

Rasch ist der Bau gemacht und geräuschvoll steigt der hochgewachsene Mann hinauf. Es langt gerade, er kann die Klappe erreichen. Aber sie geht nicht auf — er mag drücken und schieben wie er will — sie giebt nicht nach. — „Ja, was ist denn das — die ist ja verrammelt.“

„Ah bei Leib nit — sie wird nur verquollen sein — und dann — ja so, jetzt fallt's mir erst ein — an alter Ofen steht droben und der ist vorig's Jahr z'samm'fallen und liegt scheint's grad' auf der Thür.“

Der Gendarm stemmt gewaltig die Schulter gegen die Fallthür, als müsse er die Welt aus ihren Angeln heben — der Stuhl kracht unter seinen Füßen und droht zu brechen unter dem starken Druck.

Der Kommandant muß es aufgeben. Er klopft mit dem Finger, ob das Holz hohl klingt. Nein — es muß also wirklich eine Last darauf liegen. Er giebt die weiteren Versuche auf und horcht scharf. — Drinnen hebt der Habermmeister die Hand auf — alles hält den Athem an, die leblose Materie kann nicht stiller sein.

„So jetzt steigen wir von außen hinauf und schauen hinein.“

„Ganz wie S' wünschen!“ sagt der Wirth heimlich lächelnd und trägt bereitwillig die Leiter herbei.

Sie wird angelegt und ragt weit über die Dachfirst hinaus. Doch als der Gendarm hinaufsteigt, — bricht sie in der Mitte durch, gerade, daß der Wirth mit vieler Gewandtheit noch den Stürzenden auffangen kann: „Der Teufel hol' Eure Lotterwirthschaft — was ist denn das für eine Leiter?“ schilt der Kommandant.

„Mei', bei mir ist halt alles morsch und alt — wie i selber, Herr Kommandant! I bitt' tausendmal um Verzeihung — dös ist mir aber so arg!“

„Ja, das hält' schlecht ablaufen können —“ brummt der Gendarm zwischen den Zähnen und untersucht genau die Bruchstellen der Leiter. Aber nichts ergibt sich, als daß es eben wirklich altes wurmfressiges Holz gewesen ist, was das Gewicht eines so starken Mannes nicht mehr trug.

„Soll i's Ihna z'samm'binden?“ fragt der Wirth mit größtem Dienstifer.

Aber der Kommandant traut nicht mehr — eine so elende Leiter und auch zusammenbinden! „Für heut ist's g'nug und das Ergebnis meiner Recherche eine tüchtige Prellung — wouicht gar Prellerei!“ setzt er für sich hinzu, grüßt militärisch und geht weiter.

In einiger Entfernung bleibt er stehen und sieht sich um: „Das Nest muß man sich doch genauer ins Auge fassen! Der leere Raum da droben, der so fest verschlossen ist, — der merkwürdige Zufall mit der Leiter — da muß man sich Sulturs holen. Der Wirth ist ein schlauer Fuchs, dem nicht zu trauen ist.“ Und eilenden Schrittes geht er weiter.

Jetzt ertönt der Schrei einer Wildente, was so viel heißt, als die Gefahr ist vorüber.

Die Haberer lösen sich aus ihrer Erstarrung und öffnen die Fallthür.

„Wirth, hast Dei' Sach gut g'macht! Was kost' Dei' Ofen?“ fragt der Habermmeister.

„Warum?“

„Weil wir jetzt nig anders zu thun haben, als den Ofen abz'tragen und auf die Fallthür z' wälzen. Denn der Kommandant geht jetzt nur und holt ein paar mit Werkzeug und Leitern. Dann soll er's so finden, wie's Du g'jagt hast

— damit jeder Verdacht beseitigt ist, sonst sind wir hier nimmer sicher.“

„Ja, aber wie kommt's denn Ihr nacher 'naus?“

„Wann der Ofen abg'rissen ist, steigen wir andern durch die Fallthür 'runter und der Sepp — der ist ja ein Schieferdecker, der riegelt hinter uns zu, legt die Trümmer auf die Thür und steigt dann über's Dach. Uns Werk, Kameraden! Sind die schlau — sind wir's auch. Die soll'n uns nit kriegen! Jetzt erst recht nit — und wenn sie — oder wir auf'm Platz bleiben müßten!“

Ein lachender Pessimist.

Zudessen geht's beim Hochbräu lustig zu. Der Saal und das Herrnstühl sind so überfüllt, daß im Hausgang lange Bänke und Tische aufgestellt werden müssen, an denen die Leute sitzen, die nicht „auf Mittag“ essen, sondern nur ihr Bier zu einer mitgebrachten Wurst oder einem Stück Käse trinken. — Das wissen die Schenkmaideln geschickt einzurichten. Wenn die Gäste unter der Hausthür erscheinen, werden sie kurz gefragt: „Wünschen S' zu speisen?“ Wer ja sagt, kommt ins Zimmer, wer nein sagt, bleibt draußen. „Bit' schön — da drin ist schon alles voll!“ dirigirt die gewandte Kellnerin, und die schüchternen „Armen-Leut“ setzen sich pflichtschuldigst und seelenvergnügt zu ihrem kalten Imbiß in den jugigen Hausgang, froh, noch einen Platz bekommen zu haben.

Auch hier schlägt's und läutet's zwölf Uhr, aber kein Mensch achtet darauf. Eine so große Gesellschaft schwätzt und summt, lacht, ist und trinkt und denkt nicht an Beten.

Und der Mittelpunkt von der ganzen Lustbarkeit ist heute Gemming, der schwarze Guff! — Nein, was dem nicht alles einfällt, grad todtlachen muß man sich. — Wie auf dem Corbinimarkt beim „Billigen Jakob“, so drängt sich alles um den Tisch herum, wo der Gemming sitzt und seine Waare — so nennt er seine Witze — feilbietet. — Wieherndes Gelächter belohnt jeden neuen Einfall, und er ist darin geradezu unerschöpflich. — Bald setzt er die Leute durch seine Kartenkunststücke in Staunen, bald taucht er den Ballen der geschlossenen Faust in Mehl und drückt ihn auf einer Schieferplatte ab, daß es eine deutliche Gerns giebt, zu der er dann noch mit dem Griffel die Berge hinzeichuet. Oder er neckt die Mädels mit Räthseln, indem er aus vier Streichhölzern ein Viereck bildet, was ein Streichquartett bedeutet. — Und so anständig ist heute die Unterhaltung, wahrscheinlich der auserlesenen Gesellschaft zu Ehren, daß sogar die Damen, Schloß, Beamten, Inspektors- und Hofstallergattinnen aus Tegernsee, Hohenburg und daherum — sich mit den Fräulein Töchtern zu nähern wagen, was man sonst bei dem „wildem Guff!“ — nicht immer riskiren kann. — Denn es reizt ihn oft genug, wie alle Feinde des Philistertums, den Frivolen zu spielen und durch allzugroße Natürlichkeit Opposition gegen die künstliche Tünche der Halbbildung zu machen. Heute ist er aber ganz unschuldig. Das Vertrauen wächst immer mehr und man kann sich der harmlosen Unterhaltung des bildschönen gewaltigen Mannes doch auch einmal hingeben. Und wenn's ihn gelegentlich antommt, seine Kraft gegenüber den Schwachen zu bethätigen, so läßt er das übermüthige Gelüst an einem Zinnteller aus, den er zusammenrollt — oder schlägt mit den Knöcheln der Hand, nachdem er es zuvor gesagt, damit die Damen nicht erschrecken, — eine Dalle in die Tischplatte — oder zerbeißt mit seinen weißen Zähnen ein Glas. — Kurz — er bezaubert heute Mann, Weib und Kind. — Der Hochbräu bringt ihm immer wieder Halbekrügel, und er trinkt den Leuten zu, mit einem so verführerischen Lächeln, daß kein Mensch widerstehen kann, ihm nachzukommen, wenn man auch schon übergemug hatte. Die Kellnerinnen fliegen nur so mit den leeren Gläsern zum Füllen herum. Es wird un-menschlich viel getrunken und — „die ganze S'ellschaft wird bald unterm Tische liegen.“ brummt Gemming vergnügt in den Bart, denn „das G'öff“ kann nur sein ausgepichtes Magen ertragen.

„Ihr seid's ein Mann, Herr Gemming,“ der Hochbräu klopft ihm auf die Schulter, „so ein'n sollten wir immer hab'n, — da gehet a G'ischäft!“ Er lächelt gönnerhaft dem Gemming zu — und deutet nach den strogenden Geldtaschen der Schenkmaideln.

„Sehr schmeichelhaft, Herr Bissinger, — aber Sie wissen ja — ich thu' nirgends lang gut! Ich mag sein, wo ich will, — ich mach' mich überall unmöglich!“

„Ah, warum nicht gar!“ protestirt der Hochbräu.

„Ja, freilich, das ist amal mein Schicksal, so war's beim Militär und so wird's immer bleiben. — Ich glaub', aus mir hätt' man zwei machen soll'n, die hätten besser hineinpast in das G'schachtelwerk. — Ich bin mir um ein'n z'viel!“

Der Hochbräu lacht unbändig.

„Oder, für mich hätt' eine Extrawelt g'schaffen sein soll'n,“ — er breitet die mächtigen Arme aus — „so — a bißl a größere! — Ich kann mich halt amal absolut nicht 'nein schicken — und vor lauter Probiren, zu werden wie andre Leut', wird man immer gemeiner, bis man z'lest ganz 'runterkommt.“ — murmelt er leise vor sich hin und ein Schatten ungewohnter Ernüster trübt einen Augenblick das Bild gedankenlos überschäumender Lebenskraft. — „Wissen S' ich kann kein' goldenen Mittelweg gehen, — 's muß irgend was bei mir nit im Blut sein — mich reißt's gleich 'num so oder so!“ — Er steht auf. „Muß a bißl Luft schöpfen — 's ist gar so heiß daherin!“

Er geht hinaus. Unterwegs begegnet er einer der Kellnerinnen: „Geh' her, Madl, gib mir a Vußl — g'schwind, ich brauch' eins!“

„No ja — weil Sie's sind, Herr Gemming!“

„So — das war a guter Kuß. Sieh mir glei no einen — weist, hast Dich vor mir nit z'fürchten, ich bin kei schlechter Kerl, — aber heirathen thu' ich Dich auch nit.“

„So — warum denn nit?“

„Weil ich a Weiberfeind bin!“

Das Madl lacht: „Des wärt's mir der Rechte — a Weiberfeind sei und bußeln?“

„Grad desweg'n bin ich einer, weil ich d' Madeln so gern hab'! Wann ich Dich heirathen thät, na' wärs ja auch a Weib, na' möcht' ich Dich nimmer!“

Die Kellnerin giebt ihm einen Klaps auf die Wacke und läuft davon.

Gemming tritt hinaus. Die Tage sind jetzt kurz, es beginnt schon zu dunkeln. Er schlendert so g'müthlich zu den Wägen hinüber und schaut sich die vielen Fuhrwerke an. Da taucht zwischen den Rädern und Deichseln ein Mann auf, der dort versteckt war. „Der Meister laßt fragen, wie's steht?“

„Schon alle voll! Heut Nacht kann's Sturmbläuten und krachen wie's will — die schlafen ihre Käusch aus. Aber jetzt muß ich aufhören mit Spassetteln machen, sonst gehen uns die Fremden nit fort und bleiben noch gar über Nacht, — jo lustig sind's.“

„Wo treffen wir uns?“

„Sowie sie alle g'nug haben und 's leer wird da drin, komm ich auf d' Malstatt. Wann ist Versammlung?“

„Um Elf!“

„Gut! — Duck Dich — der Pfarrer kommt.“

Der Mann verschwindet. Gemming schlendert, ein Liedchen summend, weiter.

Der Geistliche, eine hagere asketische Gestalt, von etwas vorgebückter Haltung, kommt langsam näher und tritt ins Haus.

„Guten Abend!“ sagt er zur Kellnerin, und fragt vorsichtig: „Wer ist denn alles drin?“

„Bon Bekannten nur die Frau Verwalter mit ihre Töchtern, d' Frau Posthalter und der Herr Posthalter, der Herr Veterinär und d' Frau, nachher d' Frau Kommandant —“

„Sie allein — wo ist denn er?“ fragt der Pfarrer und runzelt die Stirn.

„Weiß wohl nit, Hochwürden! Denk, er fragt den Lorenz nach, der ist scho seit am Freitag fort und hat nit g'sagt wohin?“

„Sind das alle, die da sind?“

„Halt noch die Leut' aus 'm Dorf und a Massion Fremde. Ja, und dann der Herr Gemming, der — der Lieutenant —“

„Gewesene Lieutenant!“ verbessert der Pfarrer mit scharfer Betonung: „So — ist der wieder hier?“

Er steht einen Augenblick unschlüssig: „An welchem Tisch sitzt er denn? Doch nicht an unserm Tarocktisch?“

„Ja, was denken's denn, Hochwürden, so was wird doch der Hochbräu nit thun — naa! Uebrigens ist er grad 'naus-ganga, vielleicht kommt er nimmer auch.“

Der Pfarrer tritt nun hinein und grüßt höflich herab-

lassend nach allen Seiten. „Ist da noch ein Plätzchen zu haben?“

„Ja, bitte, Hochwürden Herr Pfarrer —“ ruft der Wirth und eilt ihm mit seinem schlürfenden Gang entgegen. „Ganz g'horfamter Diener, Herr Pfarrer. — Ich hab' Ihnen heut' 'n anders Plätzl g'richt'l. Dort in der Mitten könnt's ziegen, weil heut' so viel aus- und eingangen wird. Schaugen S', da sitzen S' viel besser, in dem Eckel — gelt'n S'?“

Der Pfarrer blickte hinüber nach dem Stammtisch.

„Aber der Tisch ist ja leer?“

„O wissen S', da hat der Lump, der Gemming, seine Kunststückl'n g'macht, — da müß'n S' nit hinsitzen — möcht's Ihnen nit zumuthen, — g'rad nach dem!“

Die Thür geht auf und die Riesengestalt Gemmings steht wieder da. Ein allgemeines Halloß begrüßt den Zurückgekehrten: „Daher, zu uns, Herr Gemming!“

„Nein, zu uns her!“

„Wir hab'n scho g'meint, ös seid's uns durchbrennt!“

„So rußt's von allen Seiten.“

„Ja, meine Lieben, — aller Spaß muß ein End' haben, — jetzt ist der Herr Pfarrer da!“

Und mit einer tadellosen Verbeugung tritt er zu diesem hin: „Hochwürden, ich mache mein Kompliment — hab' schon lang nicht mehr die Ehr' gehabt —“ er streckt dem Pfarrer so vertraulich die Hand hin, daß dieser nichts anderes kann, als zwei Finger nicht eigentlich hineinlegen — sondern nur flüchtig hindurchziehen.

„Aber wir haben, eh' Hochwürden kamen — an Ihrem Tisch allerhand Hokuspokus getrieben, gestatten — ich räume gleich alles weg.“

Und mit der Eile äußerster Zuverlässigkeit schafft er die Karten, den verbogenen Zinnteller, das zerbißene Glas und die Schiefertafel mit den Gemmen weg.

„Aber lassen Sie doch — ich setze mich nicht dahin —“ sagt der Pfarrer, — aber es hilft nichts. Schon ist der Tisch leer und Gemming steht mit dem dargebotenen Stuhl wartend da. — Der strenge gemessene Mann muß sich wohl oder übel an eben den Tisch setzen, den er meiden wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Technische Rundschau.

(Verwendung und Herstellung des Wassergases. Messung hoher Temperaturen.)

Das Wassergas, welches in Amerika eine sehr große Verbreitung hat, beginnt auch in Europa sich mehr einzubürgern. So hat in dem Wiener Vorort Mödling ein am Bahnhof gelegenes großes Fabriketablisement vor kurzem Wassergasbeleuchtung eingeführt. In den Werkstätten und Büreaus sind 54 Flammen von je 100 Kerzenstärke angebracht; ferner wird zur Beleuchtung des Fabrikhofes und der Umgebung eine große Laterne von mehr als 1000 Kerzenstärke und weiter einige kleinere Flammen von 25 Kerzenstärke verwendet. Auch will die Oesterreichische Südbahn-Gesellschaft den Versuch machen, den Bahnhof zu Mödling mit Wassergas zu beleuchten.

In Amerika ist das Wassergas, wie gesagt, viel verbreiteter; in New-York dürften etwa 90 pCt. aller Beleuchtung auf Wassergas kommen; selbst sehr kleine Städte von nicht mehr als 2000 Einwohner haben in den Vereinigten Staaten zuweilen Wassergas-Anstalten. Im ganzen bestehen dort 350 bis 400 solcher Anlagen, die auf mehr als 300 Städte vertheilt sind.

Das Wassergas, das bereits seit 1730 bekannt ist, besteht aus einer Mischung des farb- und geruchlosen Wasserstoffgases mit dem ebenfalls farblosen und wenig riechenden, aber überaus giftigen Kohlenoxyd. Seinen Namen hat es von seiner Herstellung aus Wasserdämpfen bekommen. Wasser ist bekanntlich aus den beiden Elementen Wasserstoffgas und Sauerstoffgas zusammengesetzt; leitet man nun heißen Wasserdampf über glühenden Kohlenstoff, so zerfällt das Wasser in seine Bestandtheile Wasserstoff und Sauerstoff, von denen sich der letztere mit dem Kohlenstoff zu Kohlenoxyd verbindet. In den in Amerika üblichen Apparaten wird in dem Generator (Erzeuger) meist Anthrazitkohle oder Koaks zum Glühen erhitzt, worauf man den Wasserdampf über dieselben hindurchstreichen läßt.

Das reine Wassergas giebt eine sehr wenig leuchtende Flamme, weil die in ihm enthaltene Kohle fast vollständig verbrennt; der Grund des Leuchtens der Gasflamme liegt darin, daß der im Gas enthaltene Kohlenstoff nicht völlig verbrennt, sondern nur bis zum Glühen erhitzt wird. Die stark leuchtenden Flammen können daher auch viel Ruß, d. i. unverbrannten Kohlenstoff, abscheiden. Um das Wassergas zur Beleuchtung verwenden zu können, muß man ihm noch Kohlenstoff zusetzen, das Gas carburiren, wie der technische Ausdruck lautet (von dem lateinischen Worte carbo, die Kohle); denn die zugesetzte Kohle kann

nicht völlig verbrennen, und vielleicht dem Wassergas insofern Flamme eine etwa doppelt so große Leuchtkraft, als das gewöhnliche Leuchtgas besitzt.

Die Carburirung des Wassergases geschieht in der Weise, daß man aus einem Reservoir durch eine Anzahl enger Röhren in den Generator, in welchem sich das Wassergas bildet, leichtere Erdöle, sogen. Naphta, einfließen läßt. Die verschiedenen Naphta- oder Petroleum-Arten bestehen im wesentlichen aus Kohlenstoff und Wasserstoff; diese Flüssigkeit verdampft bei der Berührung mit dem im Generator weißglühenden Wassergas und zerfällt in seine Bestandtheile, wodurch dem ganzen Gasgemisch eine größere Menge Kohlenstoff beigemischt wird. Indem man den Zufluß des Wasserdampfes und der flüssigen Naphta in passender Weise regulirt, erhält man das Wassergas fast völlig zur Verwendung fertig, so daß nur noch eine geringe Reinigung mit Wasser in einem einfachen Waschapparat nöthig ist.

Uebrigens ist die Bemerkung interessant, daß man durch das Wassergas zuerst auf eine dem heute üblichen Gasglühlicht ähnliche Beleuchtungsart gekommen ist. Beim Gasglühlicht erzielt man bekanntlich durch vollständige Verbrennung des Leuchtgases, die durch starken Luftzutritt erreicht wird, eine fast gar nicht leuchtende Flamme, die allerdings außerordentlich heiß ist; in dieser heißen Flamme geräth dann ein unverbrennlicher Körper, der aus den Oxyden der seltenen Metalle Cer, Thor, Zirkonium u. a. gebildete Strumpf, in die hellste Weißgluth. Wir haben oben bemerkt, daß das reine Wassergas mit einer nichtleuchtenden Flamme brennt; dagegen ist die Flamme wegen der vollständigen Verbrennung der Kohle sehr heiß. Daher ist es erklärlich, daß hier zuerst der Versuch aufsuchte, ein Gasglühlicht herzustellen. Fahnyhelm ließ in der heißen Wassergasflamme einen Kamm von scharf gebrannter Magnesia, sog. Wiltererde*), stehen, der dadurch zum Glühen gebracht wurde. Später versuchte man, als Glühkörper ein Netz aus dünnem Platindraht zu benutzen; doch ist das Gasglühlicht erst seit wenigen Jahren zu größeren Erfolgen gelangt.

Die Temperaturen der nicht leuchtenden Gasflammen werden oft zu 1700 bis 1800 Grad angegeben; daher entsteht die Frage, wie so hohe Temperaturen denn zu messen sind. Gewöhnlich mißt man ja die Temperatur durch die mit der zunehmenden Wärme erfolgende Ausdehnung des Quecksilbers; da aber das Quecksilber bei umgefahr 350 Grad verdampft, so ist ein Quecksilber-Thermometer in höheren Temperaturen nicht mehr brauchbar. Allerdings verfertigt man aus Jeneser Glas seit einigen Jahren Thermometer, die über dem Quecksilber Stickstoff enthalten; dieser wird bei der Ausdehnung des Quecksilbers zusammengepreßt, drückt infolge dessen stärker auf das Quecksilber und bewirkt dadurch eine Erhöhung des Siedepunktes, so daß das Quecksilber erst bei etwa 500 Grad zu verdampfen beginnt. Will man aber noch höhere Temperaturen messen, so muß man zu anderen Hilfsmitteln greifen.

Eines der allerbequemsten ist in einer merkwürdigen elektrischen Eigenschaft der Metalle gegeben. Bereits im Jahre 1821 fand Seebeck, daß in einer völlig in sich geschlossenen metallischen Drahtleitung ein elektrischer Strom zirkulirt, wenn die Berührungstellen der verschiedenen Metalle auf ungleicher Temperatur gehalten werden. Die Stärke dieses sogenannten thermoelektrischen Stromes liegt in gewisser Weise mit der Temperaturdifferenz zusammen, und daher kann man aus einer Beobachtung einen Schluß auf die Temperaturdifferenz machen. Einen hierzu benutzten Apparat, der aus zwei verschiedenen, an einer Stelle zumangeweldeten Metallen besteht, nennt man ein Thermoelement; der Stößel kann man sehr leicht die Form einer feinen Spitze geben, so daß sie bequem an sonst unzugängliche Stellen gebracht werden kann, deren Temperatur sie dann annimmt. Man kann sie z. B. in den lebenden Körper einführen, etwa ins Muskelfleisch stechen und so die bei einer Arbeitsleistung hervorbrachte Erwärmung messen; denn die freien Enden der beiden Metalle können durch Drähte zu den Kleinmischrauben eines Galvanometers geführt werden, an welchem man die Stärke des durch die Leitung gehenden elektrischen Stromes ablesen kann.

Um die hohen Temperaturen, die in den verschiedenen Theilen einer leuchtenden oder nichtleuchtenden Flamme vorhanden sind, zu messen, bedient man sich seit einigen Jahren meist des von Le Chatelier angegebenen Thermo-Elemente. Die beiden verschiedenen Metalle, die mit dem einen Ende im Knallgasgebläse zusammengeschmolzen oder im Leuchtgasgebläse zusammengeschweißt werden, sind hierbei reines Platin und eine Legirung von Platin und Rhodium, die etwa 10 pCt. Rhodium enthält; bei größerem Rhodiumgehalt wird das Element zwar etwas empfindlicher, der Draht aber zugleich spröder, so daß sich seine Anwendung nicht empfiehlt. Um die beiden Drähte von einander gut zu isoliren, damit nicht der Strom direkt von dem einen auf das andere übergeht, ohne das Galvanometer zu passieren, zieht man über den einen der beiden Drähte ein Rohr aus unglasirtem Porzellan oder Thon. Auch müssen die Drähte gegen den Zutritt von Heißgasen geschützt werden, durch die sie in ihrem Verhalten verändert werden; zu diesem Zwecke umgiebt man das ganze Element noch mit einem Rohr aus

*) Magnesia ist das Oxyd des Metalles Magnesium; man gewinnt es durch Erhitzen des auf dem St. Gotthard, im Zillerthal und an anderen Orten vorkommenden Minerals, Magnesit des sogenannten Bitterspates.

glasirtem Porzellan, bei Temperaturen über 1400 Grad benutzt man auch besonders hoch schmelzbaren Thon oder reines Kaolin (Porzellanerde).

Die Herren Holborn und Wien haben in der physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Charlottenburg mit solchen Elementen vor zwei Jahren Temperaturmessungen bis zu 1500 Grad anstellen können; in der soeben erschienenen Nummer der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure theilt Herr Holborn mit, daß die in der Reichsanstalt fortgesetzten Versuche jetzt sogar Messungen bis zu 1700 Grad gestatten, wobei die Unsicherheit der Messung nicht mehr als 8 Grad beträgt, eine Größe, die bei den genannten hohen Temperaturen nicht ins Gewicht fällt. In der Reichsanstalt werden fortdauernd solche Le Chatelier'schen Thermo-Elemente geacht, die in wenigen Jahren eine ziemlich große Verbreitung gefunden haben. Bt.

Kleines Feuilleton.

t. Die größten französischen Städte nach ihrer Einwohnerzahl werden im „Journal officiel“ nach der letzten Volkszählung zusammengestellt; es werden 61 Städte mit einer Einwohnerzahl von über 300 000 aufgeführt. An der Spitze steht natürlich Paris mit 2 538 834, dann folgt Lyon mit 466 028, dann Marseille, das Lyon zu überflügeln droht, mit 442 239, ferner Bordeaux 256 906, Lille 216 276 — also 5 Städte mit über 200 000 Einwohner; weiter Toulouse 149 963, St. Etienne 136 030, Roubaix 124 661, Nantes 123 902, Le Havre 119 470, Rouen 113 219, Reims 107 963 — also 12 Städte mit mehr als 100 000 Einwohner. Mehr als 50 000 Einwohner haben noch folgende 22 Städte: Nancy, Toulon, Nizza, Amiens, Limoges, Angers, Rimes, Brest, Montpellier, Tourcoing, Rennes, Dijon, Orleans, Grenoble, Tours, Le Mans, Besançon, Calais, Versailles, St. Denis, Troyes, Clermont-Ferrand. —

Literarisches.

Der neueste Katalog von Neclan's Universal-Bibliothek verzeichnet 3650 Nummern. Interessant ist es, zu erfahren, in welcher Weise sich der Absatz der verschiedenen Werke gestaltete. Von Schiller's Tell wurden 619 000 Exemplare verkauft, von „Hermann und Dorothea“ 490 000 und von „Faust“ I. Theil 290 000 Exemplare. Von Bellamy's „Rückblick“ wurden 219 000 Exemplare abgesetzt, nicht viel weniger von Kennan's „Sibirien“. Scott's „Ivanhoe“ fand 45 000 Käufer und von Dicken's „Pickwickier“ wurden 40 000 Exemplare verkauft. Das Merkwürdigste aber ist folgendes: In nicht ganz fünf Jahren setzte die Universal-Bibliothek 33 000 Exemplare von Schopenhauer's sämtlichen Schriften ab. —

Wücherversteigerung. Im Hotel Drouot zu Paris wurden am 9. April die modernen Bücher der Brüder Goncourt versteigert und trugen beinahe 10000 Fr. ein. Es befanden sich darunter einige seltene Ausgaben der Goncourt'schen Bücher auf Luxuspapier, wie die „Kunst des 18. Jahrhunderts“, die 295 Fr. erzielte, der Roman „Sœur Philomène“, 335 Fr., die Kulturstudie „La Femme au dix-huitième siècle“ (550 Fr.) u. a. m. Eine Sammlung der Zeitungsartikel, die im Jahre 1870 dem verstorbenen Jules de Goncourt gewidmet worden waren, wurde für 2305 Fr. erstanden; eine Gedichtsammlung des phantastischen Grafen de Montesquieu für 455 Fr., nicht wegen der Gedichte, sondern wegen des Bildnisses des Dichters, einer Originalzeichnung von La Gandara. Das gleiche gilt wohl von einem Bündchen Gedichte von H. de Régnier, dessen Porträt Jacques Blanche gezeichnet hat; es fand einen Abnehmer zu 205 Fr. —

Eine neue Byron-Ausgabe wird binnen kurzem im Verlag Murray in London erscheinen. Herausgeber ist Lord Lovetace, ein Sohn der Tochter Byron's. Diese Ausgabe wird eine reiche Fülle neuen Materials enthalten und die definitive Ausgabe der Byron'schen Werke sein. —

Theater.

Als die Freie Bühne am Ende der achtziger Jahre aufsuchte, da drängte in der That manches Neue an's Licht. Aus dem Drang jener Lage ist nicht geboren worden, was die einzelnen erhoffen mochten. Aber es war doch Leben und Bewegung. Wenn jetzt die Freie Bühne aus der Versenkung taucht, so ist es der Schatten von einst, mögen die Leiter der Freien Bühne sich noch so anspruchsvoll geben. Die Kampfstimmung ist vorbei; müde Theaterläufer erwarten nichts Besonderes mehr, was sie aufrütteln könnte. So war es auch am Sonntag im Deutschen Theater, als die Freie Bühne das Drama „Grethe's Glück“ von Emil Mariot und die Szene „Am Ende“ von Ebner-Eschenbach aufführte. Mariot ist ein Pseudonym für die Wiener Romanschriftstellerin Fr. Mataja. Beide Dichterinnen aus Oesterreich, nicht Fr. Mariot und nicht die greise Ebner-Eschenbach brauchen jetzt erst entdeckt zu werden. Weider Ruf ist fest umschrieben. Von ihrem katholisch-sozialen Standpunkt aus ist Fr. Mariot eine bittere Anklägerin der Wiener Bourgeoisie in ihren sogenannten „besseren Kreisen“ geworden. Sie hat Wahrheitsmuth innerhalb der beengten Grenzen ihrer Weltanschauung. Was kann es ihr verschlagen, um einen leeren Theatererfolg zu wetteifern? Aber die wahrhaftig lächerliche Ueberschätzung des Theaters lockt und lockt. Der armseligste Pöbel ist eben ein vielgenannter Mann, wenn ein Stück von ihm gegeben wird. Es könnte ein anderer eine Welt von Empfindung

in ein lyrisches Gedicht von ein paar Strophen einschließen, wer bekümmert sich drum? Zet. Mariot ist in ihrem Schauspiel nicht gerade entleert; aber die freie, lebendige Kraft, die in den besten ihrer Erzählungen wirkt, ist in ihrem Drama nicht recht zu fassen. Nur im ersten Akt hat man starke Anschaulichkeit, das übrige will wie mühsame Konstruktion, wie die Arbeit der vielen, die für's Theater nach mathematischen Plänen schreiben, erscheinen. Was im Leben hundertmal vorkommt und meist zu dumpfer Resignation oder faulem Kompromiß führt, soll in Grethe's Stück an einem besondern tragischen Beispiel erörtert werden. Abgesehen von der allzu lehrhaften Abschlüchlichkeit im Drama ist dies besondere Beispiel nicht mit so durchdringend psychologischer Schärfe ergründet, daß der endliche Ausgang wie eine unbedingte Nothwendigkeit erschüttert. Entweder hat man die Schlagkraft des Dramatikers, der mit ein paar Zügen die Seele eines Menschen aufschließt, oder man arbeitet mit den Feinheiten des Romanciers, der allmählig über das innerste Leben seiner Gestalten aufklärt. An dieser großartigen Schlagkraft fehlt es Fräulein Mariot. Ihre Grethe ist wohl als zart-empfindsames Wesen gedacht, das im reifen Leben kaum selbständig zu wandeln gelernt hat. So wird es einer verkümmerten, im Durchschnittstrott versumpften Mutter leicht, das Mädchen an einen alternden Mann zu verschachern. Zu Grethe's und aller Glück, wie solche Mütter nun einmal glauben. Als aber Grethe klar zu sehen beginnt, wie man sie einfieng, wie die eigene Mutter sie mit List von einem Jugendfreund, der sie liebt, trennte, wie man ein ganzes Neh um sie paun: da erfaßt sie der Ekel vor der Familie und der doppelte Ekel vor dem verhassten, roh begehrlischen Gatten. Ihr Scheinglück wandelt sich in verzweifelte Angst; ihr Geist bricht zusammen, und der Wahnsinn unklammert die glückliche Grethe. Dies in knappen Umrissen der Gang der Handlung. Fräulein Lehmann (Grethe) setzte all ihr echtes Können ein; mit allen schauspielerischen Mitteln konnte sie doch nicht überzeugen, wie und warum gerade diese Gestalt solchem Schicksal verfallen müsse. So viel Bruchiges weist die Gestalt selbst auf.

Die Szene der vielgefeierten Erzählerin Ebner-Eschenbach ist ein kleines, harmloses Genrebild aus dem österreichischen Hochadel. Wärmende Güte und ein bißchen Ironie laufen mit unter. — Der alte Fürst Seinsburg lebte 26 Jahre lang von seiner Gattin getrennt. Die Trennung war durch die Kavaliereigungen und das hohle Genüßleben des Fürsten verschuldet. Alt und einsam ist der Fürst geworden; mild und reif seine Gattin. Was sie einst empört hat, empfindet sie jetzt mit humoristischer Ueberlegenheit; und so gönnt sie dem einsamen Gatten die friedliche Nast an ihrer Seite. Solche Szenen können delikater gespielt werden, als durch Herrn Müller und Frau Meyer geschah. —

Völkerkunde.

— Ein eigenthümlicher Brauch herrscht unter den Sinke-Indianern. Ist bei ihnen ein junges Mädchen gestorben, so wird ein junger Vogel so lange eingesperrt, bis er zu singen anfängt. Dann wird er von der Familie oder von dem trauernden Liebhaber der Verstorbenen reichlich mit Küffen und Liebkosungen überhäuft und am Grabe der Todten freigelassen. Man glaubt, daß er dann geradewegs ins Geistesreich fliege, um der Abgeschiedenen die Liebkosungen und Grüße ihrer Hinterbliebenen zu bringen. Oft zeugen dreißig und mehr Vögel, die zu gleicher Zeit auf einem Grabe freigelassen werden, davon, mit welcher Treue viele Ueberlebende der Gestorbenen gedenken. —

Geographisches.

— Die Quelle des längsten Stromes der Welt. Die äußerste Quelle des Missouri-Mississippi, des längsten Stromes der Erde, war bisher durchaus nicht genügend festgestellt; diese Forderung zu erfüllen, unternahm J. W. Brower eine Expedition, über deren Erfolg er in einem umfangreichen Werke berichtete. Brower ging im Sommer 1895, nachdem er vorher bereits die Mississippiquelle untersucht hatte, nach Three Forks (Dreigabelung), wo sich der Gallatinfluß, der Madison und der Jefferson vereinigen. Die ersten beiden haben ihre Quelle in dem berühmten Yellowstone National-Park; der dritte, der Jefferson-River, ist der längste dieser Quellflüsse und ist daher als der Hauptarm zu bezeichnen. Dessen Lauf verfolgte Brower aufwärts; weiter oben nimmt der Fluß den Namen Beaver Head Creek (Bieberkopf-Bach) an, noch weiter oben den des Red Rock Creek (Rothfels-Bach). Ungefähr auf der Grenze der beiden Staaten Montana und Idaho durchströmt der Fluß zwei Seen, den oberen und unteren Red Rock Lake. Brower machte hier Halt, um die Zuflüsse des oberen dieser beiden Seen zu untersuchen, da sich hier die eigentliche Quelle des Missouri finden lassen mußte. Der obere Red Rock Lake erhält zwei Wasserarme, einen im Norden und einen im Süden, die gemeinsam aus einem Cannon kommen und sich nach einem gekrümmten Laufe von etwa drei englischen Meilen wieder zusammen finden. Der Schlund dieses Cannon ist von rauhem Gebirgscharakter; an einer Stelle findet sich die Spur eines früheren Wasserfalls, jetzt eine Stromschnelle. Bisher wurde dieses Thal Hell Hoaring Cannon (der Schlund des Höllenärmes) genannt. Brower gab ihm den Namen Culvers Cannon, nach dem Namen eines Anfielers, der ihn bis zu dieser Stelle begleitete. Die eigentliche Quelle befindet sich nicht weit von dem oberen Ende dieses Schlundes in einer Vertiefung eines Gipfels

im Felsengebirge in einer Höhe von ca. 8000 Fuß. Von dieser Quelle bis zur Vereinigung der drei Quellströme bei Three Forks ist die Entfernung 637 Kilometer, von Three Forks bis zur Mündung des Missouri in den Mississippi 4075 Kilometer und von dort bis zur westlichen Durchfahrt im Mississippi Delta 2042 Kilometer. Danach beträgt die Gesamtlänge dieses längsten Flußsystems der Erde 6754 Kilometer, also etwa den sechsten Theil des Erdumfangs am Aequator. —

Meteorologisches.

— t. Perlschnurartige Blihe. In dem letzten Hefte der „Meteorologischen Zeitschrift“ ist eine interessante Mittheilung von H. Riegenbach-Burkhardt aus Basel nebst einigen dazu gehörigen Abbildungen wiedergegeben. Diese zeigen ein eigenthümliches, durch die Anwendung der Photographie entdecktes Verhalten bei manchen Blihen. Die eine Photographie wurde von einem Amateur von der Balk während eines heftigen Nachtgewitters am 15. Juli vorigen Jahres in Davos erhalten, als derselbe eine Camera in freier Hand längere Zeit gegen den Himmel gerichtet hatte; auf der betreffenden Platte hatten sich mehrere kurz aufeinander folgende Blihe zugleich abgebildet. Neben einigen gewöhnlichen Blihen zeigte sich auf der Platte an deren einem Rande, leider nur zu einem Theil seines Verlaufs, ein Blihestrahl, der in lauter Punkte aufgelöst erschien, so daß er das Aussehen einer weiltänfigen Perlschnur besaß. Der Anblick der Photographie erweckt den Eindruck, daß einzelne Lichtpunkte in räumlich gleichen Abständen auf der gekrümmten Bahn des Blihes auf einander gefolgt seien und bloß infolge der Perspektivität an einzelnen Stellen dichter gedrängt erschienen. Da, wo die Lichtpunkte auf dem Bilde am weitesten auseinander liegen, haben sie einen Abstand von ziemlich genau einem Millimeter; wenn man annimmt, daß der Blihe in der Entfernung eines Kilometers vom Standorte des Beobachters niederging, so würde daraus folgen, daß die einzelnen Lichtpunkte unter einander einen wirklichen Abstand von etwa acht Metern besaßen hätten. Diese merkwürdige Erscheinung kann keine allzu seltene sein, da es demselben Herrn schon früher einmal bei einem Gewitter an demselben Orte im Dezember 1895 gelungen war, einen ähnlichen Perlschnurblihe zu erhalten.

Schließlich giebt ein Architekt aus Basel an, daß er einmal während eines Gewitters im September 1894 in Schwanden (Kanton Glarus) rasch hintereinander 5-6 Blihe in ungefähre derselben Bahn aus einer nicht sehr dichten Regenwolke nach einem Felsenvorprung habe schlagen sehen, welche sämmtlich in regelmäßige kurze Striche aufgelöst erschienen. Die photographische Abbildung dieser Erscheinung wird jedenfalls dazu führen, daß deren Ursache weiter nachgespürt wird. —

Humoristisches.

— Ein Logiker. Neulich bricht sich ein reicher Pariser Bankier das Bein. Er fragt mehrere Chirurgen, und alle antworten einstimmig: „Schneiden!“ Da diese Aussicht nicht gerade angenehm ist, macht der Bankier einen letzten Versuch und geht noch zu dem berühmten Dr. L. Dieser untersucht und sagt dann: „Ich versichere, daß man Ihr Bein retten kann.“ — „O, Doktor!“ wie dankbar werde ich Ihnen mein ganzes Leben lang sein!“ — „Gut, gut, beginnen wir inzwischen die Kur!“ — Nach sechs Monaten besucht der reiche Bankier vollständig geheilt den Arzt, um die Rechnung zu begleichen. — „Herr Doktor, ich möchte wissen, wie viel ich Ihnen schulde.“ — „5000 Franken, mein lieber Herr.“ — „Was-as! 5000 Franken!“ — „Jeder meiner Kollegen, den Sie vor mir befragt haben, würde ebenso viel verlangt haben.“ — „Das kann schon sein, aber Sie haben doch auch nicht amputirt.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Die Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller hatte Ende Dezember 1896 598 Mitglieder; davon waren 97 unterstübenbe. Die Prämieeinnahmen des Jahres 1896 betragen 49 412,80 M., die Zinsen 7584,49 M., die außerordentlichen Einnahmen 14 077,67 M. Das Gesamtvermögen der Anstalt bezifferte sich am Ende des vergangenen Jahres auf 269 977,68 M. —

— Der „Praktische Rathgeber im Obst- und Gartenbau“ (Verlagsbuchhandlung Erowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O.) seht zwei Preise von je 100 M. für Ansicht und Plan eines Gartenhäuschens aus. —

— In Posen hat eine Aufwärterin ihrem dreijährigen Enkelkinde den Hals durchschnitten und sich dann selbst die Pulsadern geöffnet. —

— In dem Orte Oberheim bei Mainz haben einige Militärpflichtige bei ihrer Kneiperie einem Kinde von 7 Jahren so viel spiritinose Getränke eingegeben, daß das Kind an Alkoholvergiftung gestorben ist. —

— In dem Dorfe Bronsse bei Castres (Frankreich) kürzte während der Messe das Gewölbe der Kirche ein. Zehn Personen wurden getödtet, 30 Mädchen theils leicht, theils schwer verwundet. —

— In Bordeaux wurde durch die austretenden Wässer der Garonne ein ganzes von Arbeitern bewohntes Stadtviertel überschwemmt. An 200 Personen sind obdachlos. —

— An die Küste von Korsika wurde vor einigen Tagen ein Walffisch geworfen. Das 21 Meter lange Ungethüm wurde versteigert und für 102 Fres. drei Fischern zugeschlagen. —